

A r h i v e l e r .

**Beiblatt zur Siebenbürgischen Zeitschrift für Handel, Gewerbe
und Landwirthschaft.**

I. Jahrg. { Die Siebenb. Zeitschrift kostet mit dem Beiblatt ganzjährig 6 fl. ö. W. } Nr. 16.
" { " ohne das Beiblatt 4 fl. " }
" { Mit Postverbindung " 6 fl. 60 kr. oder 4 fl. 60 fr. ö. W. " }

Die Dorfschule.

(Fortsetzung.)

V. Der Besuch.

Es war Pfingstsonnabend, und das herrlichste Frühlingswetter versprach lustige Feiertage. Unmittelbar vor dem Pfarrhause stand ein geräumiges Blumengärtchen, das sprach heuer gar viel von dem Geschmacke und Fleiße der Frau Pfarrerin. Auf runden und eckigen Blumenbeeten, deren Rand mit Moos und Rasen zierlich umfaßt war, blühten in buntem Farbungemische feurigrothe Ranunkeln, die Lieblingsblume der Pfarrerin, und Rittersporn und Täubcheninnest und violette Stiefmütterchen und wie sie alle heißen die Blumen eines schönen Pfarrergärtchens; an Rosen war natürlich kein Mangel, weißen und rothen. Die leichten, weißen Vorhänge an den geöffneten Fenstern der Capitelsstube blähte dann und wann ein sanfter Windhauch und aus einem der Fenster neigte ein großer Oleanderstrauch seine Zweige heraus und verbreitete den Duft seiner rothen Blüthen über das Gärtchen. Unmittelbar unter den Fenstern die Mauer entlang lief ein laubiger Nebengang und es hatten die überhängenden Zweige bereits in Fülle die duftige Weinblüthe getrieben. Auf der einen Seite des Gärtchens bildeten schwankende Akazien ein kleines, schattiges Wäldchen, über das hinüber man die alten, mächtigen Linden erblickte, welche an der steinernen Treppe hinauf standen, über diese man zu einer eisenschlagenen, irakten, aus Eichensofen gezimmerten Thüre in der grauen Kirchenringmauer gelangte; es war ein angenehmer Kirchgang im Frühling und Sommer die Schatten der Linden hinauf, und nie war der Pfarrer in die Kirche gegangen, ohne sich auf der Höhe der Treppen von jener Thüre einmal umgekehrt zu haben: Er überblickte von hier aus rechts das Pfarrhaus mit Hof und Garten und links die Hälfte des großen Dorfes sammt einem Theile der Straße, die sich durch saftige Wiesengründe in der Richtung nach der Stadt hinabzog. Hier waren Auge und Athem voll Himmel, Wald und Wiesen und ein so angenehmes Plätzchen war ihm nur noch die Kanzel.

Er ging jetzt in dem Nebengange auf und nieder und lernte die Predigt für den morgigen, hohen Festtag. Eben brachte Pauline auf einem schneeweißen Porzellanteller einige Stückchen frisches Backwerk, das gegen hohe

Festtage immer üblich ist. Die kleine schlich sich leise an den hölzernen Tisch in der Mitte des Ganges und legte den Teller behutſam darauf, denn die ſorgſame Mutter hatte ihr ſolches anempfohlen, um den Vater nicht über der Predigt zu ſtören; eben wollte ſie ſtille wieder fortſchleichen, da trat der Vater herzu; vergnügt legte er die Hand auf das lockige Haupt des Kindes und ſagte: „Paulinchen, paß' ein wenig auf vor dem Thore und ruſe mir, wenn ſie kommen.“ Die kleine ſtürmte davon.

Nach einer Pauſe trat der Schulmeiſter raſch herein; ſein ganzes Weſen verrieth eine fieberhafte Aufregung, ſein Athem ſlog. Er wünſchte einen „glückſeligen“ Tag. Der Pfarrer lud ihn zum Sitzen an den Tiſch ein und nöthigte ihn, ſich von dem weißen Gebäck zu bedienen; aber das Alles dauerte dem Schulmeiſter zu lange. „Wohlerwürden!“ fuhr er jetzt heraus, „wenn das ſo fort geht, halte ich's nicht einen Augenblick mehr aus unter dieſem rohen Volke. Wohlerwürden wolle verzeihen! Sie ſind ja nicht lange Pfarrer in dieſem Dorfe und tragen keine Schuld daran, aber geſagt muß es ſein: die moralische Verwilderung dieſer Leute nimmt immer bedenklicher zu. Ich habe ſoeben einen heftigen Auſtritt gehabt mit dem Wirthſchafter: Die Nieth in der Obergaffe hatte vor einigen Wochen ihre Enten vermißt und dieſes dem Hannen angezeigt; der Fall erregte ein großes Geſchrei im Dorfe, weil dem Hannen eigentlich Niemand gut iſt, und da hieß es denn, es gebe keine Ordnung mehr im Dorfe und man habe ſein Eigenthum nicht mehr ſicher vor Dieben; ja, Einige meinten ſogar böſartig, es ſei nicht unwahrſcheinlich, daß der Hann ſelber mit ſeinen Borgern (Hannendienern) die Enten verzehrt habe. Dieſes brachte den Hannen, der ſchon von Natur aus lei denſchaftlich und reizbar iſt, in völlige Wuth und er beſahl ſeinen Borgern, Hausſuchung im Dorfe zu halten. Nirgends fand ſich etwas. Da verlangten endlich einige Schreibhülfe, man ſolle auch in der Schule nachſuchen; der Hann wollte das um keinen Preis zugeben, weil er meinte, eine ſolche Nachſuchung ſei eine Entwürdigung der Schulleute, da man hiedurch dann doch den Verdacht des Diebſtahles auf ſie lade. Dieſer Einwand half nichts; der Schulhof wurde unterſucht und — ich hebe noch immer am ganzen Leibe, wenn ich daran denke — die Federn der vermißten Enten wurden hinter dem Hühnerſtalle aufgefunden. Ich war beſtürzt. Ich ſtellte den Glöckner, den Cantor zur Rede; endlich überfiel den Letztern ein Erbeben und Erzittern; er wurde blaß wie die Wand und beichtete, es ſeien dieſe Federn jener Enten, die ich vor ſechs Wochen mit ihm verzehrt hätte. Die Sache komme aber einfach auf eine Verwechſelung heraus. In dieſem Augenblicke erhob ſich ein Geſchnatter und Geflatter in einer Ecke des Holzſchopſens; vom Stocke des Borgers aufgeſtört ſtoben die Enten des Cantors über den Hof. Wenn er das Geflügel verwechſelt hätte, warum hätte er der Nieth nicht ſeine Enten gegeben, oder den Schaden erſetzt? wurde der Cantor gefragt. Er habe nicht gewußt, wem die Enten gehört hätten, ſtörrte dieſer. Warum hätte er dann die Sache nicht angezeigt zumal er von der Hausſuchung im Dorfe müſſe gehört haben? Der dumme Cantor verſtummete. Zornig erwiderte ich, man ſolle von dieſer ganzen Geſchichte weiter kein Aufheben machen; der Cantor ſolle der Nieth ſogleich ſeine eigenen Enten als Schadenerſatz hingeben und falls ſie damit nicht zufrieden ſei, ſo wolle ich ſie mit Geld entſchädigen. Ein höhniſches Gelächter erhob ſich. „Jetzt haben wir's! der Schulmeiſter hat auch mitgegeſſen, drum will er die Sache vertuſchen.“ Meine Zuvorkommenheit ſo ausgelegt zu ſehen, ärgerte mich, daß es mir grün vor

den Augen wurde. Die Bauern entfernten sich nun aus dem Schulhose; einer jedoch rief mir von Außen über den Planken herüber: „Mit den Federwischen dieser Enten werden sie nicht lange mehr den Staub in unserer Schule abkehren!“ Bald stürmte nun auch die Nieth durch's Dorf, riß sich den Hals auf und schrie: „die Scholaren sind allesammt schlechtes Pack, Betrüger und Diebe!“ — der Hann gab mir den Rath, die Geschichte Wohlerwürden anzuzeigen und man solle trachten, die Sache niederzuschlagen; man nenne mich und den Cantor überall im Dorfe nur die Entenfresser. Mit dem Wirthschafter gerieth ich nun heute wegen anderer Angelegenheiten in einen kleinen Wortwechsel, als er meine Gründe nicht weiter widerlegen konnte, nannte er mich einen Entenfresser und drehte mir den Rücken. Ich trat ihm zornig in den Weg und forderte, er solle augenblicklich jenes Schimpfwort widerrufen, da lachte der boshafte Kerl, daß ihm der Bauch schütterte und meinte: „Sie geberden sich ja gerade so, als wollten Sie mich rupfen! Sehen Sie nun zu, Wohlehrwürden, daß die Sache auf eine Art verdampft und ich rein gewaschen werde, oder ich lasse diese Baracke von einer Schule im Stiche, ich weiß mir schon anderswie in der Welt durchzuhelfen, ich habe ein eminentes Maturitätszeugniß.“ Unwillkürlich fuhr er mit der Hand nach der Brusttasche seines Rockes, aber seine Hand zitterte in der Aufregung derart, daß er mit den Fingern den mittlern Knopf an der Brust, welcher den Zugang zu der Tasche versperrte, nicht losknöpfen konnte.

Der Pfarrer hatte den Schulmeister mit über der Brust verschränkten Armen und zurückgebeugtem Kopfe aufmerksam und ruhig angehört, dann ließ er die Hände auf den Tisch sinken und trommelte nachsinnend einigemal mit den Fingern auf demselben. Diese Ruhe und scheinbare Gleichgiltigkeit des Pfarrers steigerte den Aerger des Schulmeisters, er mußte ihn aber vor dem Pfarrer verbeißen. „Wenn man die Geschichte näher ansieht,“ sprach dieser nach einer Weile, „so muß man sie zu jenen kleinlichen und ärgerlichen Mißhelligkeiten zählen, die man am besten durch klugen Gleichmuth ersnickt, denn läßt man sich mit ihnen tiefer ein, so wachsen sie rasch zu mächtigen und vererblichen Conflicten. Der Cantor soll der Nieth seine Enten geben und die Sache ist abgethan. Ich will gelegentlich auch mit der Frau sprechen und sie besänftigen. Im Uebrigen verhalten Sie sich ruhig und das kindische Gezänk wird bald vergessen sein.“

„Wohlehrwürden,“ warf der Schulmeister entgegen, „ich sage Ihnen, es ist hier eine kleine Schlange aus dem Ei geschlüpft, die — nun die — ich sage nichts mehr, aber über diesem Ei ist lange gebrütet worden.“

„Wir dürfen uns nicht an Alles stoßen“ meinte der Pfarrer, „und müssen diesen Leuten durch die That zeigen, wie sehr wir über solch' läppisches Zeug erhaben sind, auch kommt mir die Geschichte gerade jetzt sehr ungelegen und könnte mich in größeren und wichtigeren Unternehmungen hemmen. Trotzige und eigensinnige Köpfe aber sind diese Bauern, das habe ich nun erfahren,“ fuhr der Pfarrer nach einer Pause in erregterem Tone fort und machte einen Gang an dem Schulmeister vorüber. „In der letzten Presbyterialsitzung gerieth ich mit dem Schulbau auf zähen Widerstand. Ich sehe wohl, die Sache wird nicht anders durchgehen, als ich nehme die ganze Angelegenheit mit aller Entschiedenheit und Festigkeit selbst in die Hand. Hier sehe ich es nun einmal recht klar, wie wenig gerade in den wichtigsten Fällen dem Heile der Menschheit mit unsern apostolischen Presbytern gedient ist.“

„Das ist aber auch der Boden nicht, auf welchem die Hierarchen gedeihen,“ wollte der Schulmeister herausfahren, aber er schluckte die Bemerkung bedächtig hinab.

Ein fröhliches Kindergeschrei und das Rollen eines Wagens von Außen her unterbrachen das fernere Gespräch. Pauline stürzte jauchzend in den Garten mit dem Rufe: „Vater, sie kommen!“

Der Schulmeister empfahl sich, der Pfarrer begleitete ihn bis an die Gartenthüre und sagte ihm hier noch zum Abschiede: „Also ja kein Del in's Feuer! — Leben Sie wohl!“

Ein verdeckter, städtischer Wagen, gezogen von zwei schönen und muthigen Pferden, rollte heran. Von einem der hintern Sitze sprang ein Mädchen auf, drängte sich durch und über den bunten Knäuel der Kinder und Erwachsenen, die im Wagen kaum Platz hatten, bis vorne an den Kutscher; es schien, als wolle sie jeden Augenblick aus dem Wagen springen, kaum erwartend, bis derselbe in den Pfarrhof gelangte. Um den Rand der Wagenbedeckung herum waren vorne zum Schutze gegen die Sonne grüne Zweige gesteckt, die man am Wege draußen im Walde abgebrochen hatte, sie hatten der hastig sich Vordrängenden den Strohhut vom Haupte gestreift und dieser tanzte nun, mit dem grünen Bande am Halse hängend, um ihre Schultern herum. Die muntere Gestalt des Mädchens, rings vom Waldgrün umgeben, glich durchaus einem lustigen Frühlingsvogel, der in den Zweigen flattert. Als der Kutscher im Hofe anhält und der Pfarrer und die Pfarrerin herbeieilen, flog ihnen Strohhut und Schawl entgegen und diesen nach ihre Besitzerin; die Pferde zogen den Wagen erschrocken an, der Kutscher hielt mit Leibeskraft an den Zäumen und Angstrufe erschollen aus dem Innern des Wagens. Aber das Unglück war draußen geschehen: Da sich der Wagen gekehrt, so hatte das Rad das Kleid der Ungebändigten an die Wagenleiter gezwängt und noch zur rechten Zeit wurde sie im Sturze von den Armen des Pfarrers aufgefangen. „Minna!“ schalt dieser, „bist Du noch immer so ausgelassen und närrisch?“

Minna hatte aber schnell ihr Kleid vom Rade befreit und küßte nun mit Gruß und Kuß in Einem erst den Vater, dann die Mutter. „Nein!“ rief sie, „was das angenehm ist, wenn man einmal aus der Stadt herauskommt! es ist da Alles voll dunkler Häuser, eckigen Pflaster und Confirmandenunterricht; in dem engen, finstern Gäßchen nach dem Predigerhause hin liegt noch schlüpfriges Eis! aber hier ist Alles ringsum so weit, so grün, so sonnig! O, wie duften die Linden da drüben!“

„Herr Sohn!“ rief es aus dem Innern des Wagens, „geben Sie ihr nur eine tüchtige Zurechtweisung, ich kann mit dem Kinde noch immer nichts anfangen, wir haben sie zwar heuer glücklich confirmiren lassen, aber von ihrer Wildheit hat ihr der Katechismus so gut wie gar nichts genommen!“ Ein runzliges, aber freundliches Gesicht, von einer Spitzenhaube umgeben, zeigte sich am Wagenfenster, es war die Mutter der Pfarrerin. Bei ihrem Anblicke gab es rasche, hin und wieder fliegende Begrüßungen und Minna war für den Augenblick vergessen. Endlich nun stiegen langsam und behutsam, in allerlei Gepäck verwickelt, vorerst des Pfarrers Bruder und dessen Frau, sodann des Pfarrers Tante und Schwiegermutter aus dem Wagen, die letztere hatte, obgleich die Pferde bereits ausgespannt waren und nach dem Stalle geführt wurden, dennoch beim Aussteigen eine unsägliche Angst, es könne der Wagen

wieder plötzlich angezogen werden und dabei nicht nur ihr Kleid verunglücken, sondern sie selbst unter dem Rade zermalmt werden, sie mußte daher wie ein mit Gläsern gefüllter Korb sorgfältig und säuberlich aus dem Wagen gehoben werden.

Die Kinder, die man noch mitgebracht hatte, gehörten dem Bruder des Pfarrers, sie hatten sich mit den Kindern des Letzteren schnell zusammengefunden und stürmten in lärmendem Trupp durch die Gärten.

Die Gäste nun stiegen die Treppe hinauf in die Wohnzimmer. Als man von dem gedeckten Tische, welcher die Gäste erwartet hatte, nach einer kurzen Stunde sich erhob, schlug der Pfarrer einen Gang durch die Gartenanlagen vor. Die Sonne war bereits im Untergehen und die umliegenden Berge warfen lang gedehnte, mächtige Schatten über das Dorf, nur durch die Zweige der uralten Eichen, die drüben auf der Höhe standen, strahlte noch das Abendroth herein und vergoldete den zinnernen Thurmknopf, der nun wie eine brennende Lampe über der Dämmerung des Thales leuchtete. — Die heitere Gesellschaft schlenderte durch die Gänge unter den prangenden Obstbäumen umher und man ergözte sich mit den springenden Kindern.

„Der hat mir heuer nicht übel mitgespielt,“ sprach des Pfarrers Bruder, einen kleinen, blonden Krauskopf, der ihm entgegenstürmte, unter den Armen fassend, in die Höhe werfend und wieder auffangend. „Meine Reise nach der Schweiz und nach Deutschland hat er mir gründlich verborgen.“

„Er war aber auch wirklich bedenklich krank,“ bemerkte der Pfarrer und kneipte das Bübchen in die nun wieder vollen und gefunden Backen. „Ihr könnt ja aber die schöne Reise nun in den Juli oder August dennoch unternehmen, — was hindert euch?“

„Schweig mir davon!“ entgegnete des Pfarrers Bruder ärgerlich. „Nur mit Rücksicht auf die Frauen keine Reisepläne machen! Meine Frau ist seit der Krankheit dieses kleinen Taugenichtes noch immer nervös und empfindlich wie das Thermometer. Spreche ich jetzt noch von der Reise, während welcher natürlich die Kleinen daheim bleiben müssen — bei Deiner Schwiegermutter dachte ich mir — so erreicht das Thermometer die Siedhitze.“

„Nun, dann habe Geduld,“ sprach wieder der Pfarrer. „Ueber's Jahr ist ja auch noch ein Sommer.“

„Ueber's Jahr! — als ob dann nicht wieder tausend Hindernisse kommen könnten. Aber das sage ich Dir, für mein Zuwarten entschädige ich mich dann. Dein prächtiges Mäunchen nehme ich auch mit — keine Widerrede!“

„Nun, über's Jahr!“ lachte der Pfarrer. — Seine Schwiegermutter trat nun auch herzu.

„Also, wie hat sich denn Minna in der Stadt aufgeführt?“ frug der Pfarrer seine Schwiegermutter, bei welcher das Mädchen in der Stadt aufgehoben war. „Wie geht es mit dem Näh- und Clavirunterrichte?“

„Ein Teufelchen ist sie,“ entgegnete die Alte und zog ihr Strickzeug aus der Tasche, ein Zeichen, daß sie Lust habe das angeregte Thema in's Endlose auszudehnen, denn ohne zu stricken konnte sie sich unmöglich in einen Gegenstand mit Behagen hineindisputiren, sie machte dann oft Gedankensprünge und ihre Bemerkungen waren abgerissen, zusammenhanglos; sobald aber die Nadeln zwischen ihren Fingern tanzten und der Faden, der eine, der lange, sich vom Knäuel zu lösen begann, erlangten ihre Gedanken Anhalt und Stetigkeit, und Rede und Nadeln hielten gleichen Tact. — „Ein Teufelchen, wie ich

Ihnen sage, Herr Sohn, aber ein grundgescheidtes, ein herziges Kind, ich denke sie hat sich in der Stadt beliebt gemacht, besonders die Familien — —"

"Wäre sie nur nicht mit ihren sechszehn Jahren noch immer ein so springendes Häschen" unterbrach sie der Pfarrer mit einigermaßen besorgter Miene.

"Das schadet nichts," wandte die Alte ein; bei aller Lustigkeit und Flüchtigkeit fehlt es ihr nicht an zartem Gemüth und sinnendem Ernst. Nur das Eine hat mir oft Gedanken gemacht: Sie kann Lachen und Weinen in einem und demselben Augenblicke."

"Das würde mir eher gefallen an ihr," bemerkte der Pfarrer; „denn es ist ein Zeichen kindlicher Unbefangtheit. Wie glücklich das junge Gemüth, in welchem Lachen und Weinen, die beiden Zwillingskinder, noch in harmlosem Spiele neben einander wohnen! Aber mit den zunehmenden Jahren wachsen auch sie immer mehr heran, jedes seine besondere Art immer deutlicher entfaltend, bis sie endlich in heftiger Entzweiung, in leidenschaftlichem Bruderkampfe um den Besitz des menschlichen Herzens kämpfen, und auch das längste Leben entscheidet diesen Kampf nicht.“

"Sehr wahr!" sprach des Pfarrers Bruder; „nur dünkt mich, leistet das Leben dem Schmerze in diesem Kampfe mehr Vorschub, als der Freude.“

"In der Mädchenschule saß sie immer auf dem ersten Platze," lenkte die Alte wieder ein, denn sie blieb gerne bei der Sache; „und der Musik ist sie mit besonderer Vorliebe zugethan.“

"Das freut mich von Herzen!" entgegnete der Pfarrer; aber seine Freude wurde noch erhöht, als das vortreffliche Pianoforte, das in der Capitelsstube stand — die Pfarrerin klimperte nämlich auch noch zuweilen irgend ein verschollenes Tanzstück ihrer Jugendzeit — plötzlich in all seinen Höhen und Tiefen aufgerüttelt wurde, und die Töne durch Thüren und Fenster in den Garten drangen; — eine Mädchenstimme klang dazwischen leicht, munter, neckisch. Unter dem Fenster hatten die Gäste schnell einen kleinen Zuhörerfreis gebildet, und Minna sang, ohne zu wissen, daß sie ein Publicum habe, in heiterer Frühlingsstimmung, aus der sie heute nun einmal nicht herauskommen konnte und der sie einen Ausdruck geben mußte, folgendes kleine Lied:

Auf allen Zweigen stecken jetzt
Die grünen Notenblätter,
Vor die sich Vögel hingesezt
Mit klingendem Geschmetter.

Die Sänger werden gar nicht stumm;
Denn ist ein Lied zu Ende,
Gleich kehrt den Musikanten um
Ihr Blatt der Wind behende.

Und wie im Baum mit heit'rem Lied
Die muntern Vöglein schwanken,
So wiegen sich mir im Gemüth
Viel tönende Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteurer mit einem Rhinoceros.

Hendrik Swart war der Sohn eines Ebenisten auf dem Singel zu Amsterdam. Der alte Swart arbeitete viel, brauchte wenig und legte Geld zurück. Sein Sohn arbeitete wenig, brauchte viel und machte Schulden. Dieses Rechnensystem gefiel dem alten Ebenisten sehr wenig. Eines schönen Tages ging der Alte zu seinen Vätern heim und Hendrik sah sich mit zwei- und zwanzig Jahren Herr eines schönen Vermögens. Er war ein hübscher Bursche von fünf Fuß sechs Zoll, mit gebräuntem Teint, vollem Barte und einer kräftigen Faust. In weniger als drei Jahren war das Vermögen auf einen kleinen Rest zusammen geschmolzen. Ein intimer Freund, den er in den letzten vierzehn Tagen gewonnen, rieth ihm, mit seinem übrigen Geld an der Börse zu spekuliren. Dieser Freund übernahm das Geschäft und besorgte es so gut, daß Swart daran denken mußte, von seiner Arbeit zu leben und sich eine Stelle zu suchen. Wie die meisten jungen Leute wollte er viel Geld verdienen und wenig arbeiten. Gewöhnlich bot man ihm zum Gegentheil Gelegenheit. Da, als er nun nichts zu thun hatte und kein Geld besaß, um sich wie sonst zu amüsiren, brachte Hendrik einen Theil seiner Zeit mit Lesen zu. Die Erzählungen von Jagden und Reisen reizten ihn ganz besonders. Er hatte zuletzt keinen andern Gedanken mehr als reisen: nach Afrika gehen, sich in die Wüste zu vertiefen, von der Beute der Jagd zu leben, Elephanten zu erlegen, ihre Zähne zu verkaufen und sich auf diese Weise ein Vermögen zu erwerben.

Am 8. Juni 1845 schiffte er sich nach dem Cap der guten Hoffnung mit einem ganzen Arsenal von Waffen und einer großen Kiste Munition ein. Zwei Monate später setzte ein Boer, der nach seiner Pflanzung zurückkehrte, die sich an den Grenzen der Colonie befand, unseren Amsterdamer, den ein hottentotischer Diener begleitete, mitten in einem ungeheuren Walde aus. Nachdem er dem Holländer das Ueberfahrts-geld bezahlt, blieben Swart nur noch zwanzig Gulden übrig. Dafür besaß er aber zwei Flinten, ein paar Pistolen, einen Säbel und eine Masse Munition. Christophus, der Hottentot, der diese Munition trug, fand sie ebenfalls mehr als genügend, um alle Elephanten der Welt zu erlegen.

In vierzehn Tagen tödtete unser Held acht Schlangen, ein Stachelschwein, einen Steinbock und zwei Springböcke. Da Christophus fand, daß die Schlangen gegenüber von den Antilopen viel zu zahlreich seien, und daß die Küche seines Herrn zu wenig Abwechslung biete, verließ er insgeheim den Holländer, während dieser schlief, und nahm natürlich eine der Flinten mit sich, ohne Zweifel um ein Andenken an seinen Herrn zu haben: die Delicatesse besaß er jedoch, ihm beinahe alle Munition zu lassen.

Hendrik sah sich allein in einem fremden Lande. Aber wenn ihm auch alles fehlte, so fehlte ihm der Muth nicht. Er jagte deshalb lustig fort. Freilich nicht lange, denn die Anstrengung brach zuletzt seine Kräfte, da es ihm an guter Nahrung fehlte und das Laub der Bäume sein einziges Dach war. Zu allem Unglück begegnete er nie einem Elephanten, viel weniger einem Elephantenzahn.

Eines Tages, als die Sonne glühend auf ihn herabbrannte und er sich gerade an dem Saft eines Zuckerbaums, der aus der Rinde träufelte, erlaben wollte, sah er eine Bewegung in dem hohen Grase. Er freute sich

schon, eine schöne Antilope für sein Mittagessen in's Netz zu bekommen. Die Öffnung im Grase wurde jedoch immer breiter und nahm ganz andere Dimensionen als die einer Antilope an. Endlich tauchten über den Spitzen des Grasses zwei Hörner auf. Sein Herz, das sonst so muthig, schauerte unwillkürlich: alle Rhinocerosgeschichten standen vor seiner Seele, als er die beiden Hörner sah, und doch hatte er immer nur von einem Horne gelesen. Aber was nützte diese zoologische Einwendung in solch' furchtbarem Augenblick. Im nächsten stand es bereits vor ihm. Wohin entfliehen? Vor sich nichts als das schwache Zuckerrohr, hinter sich einen See; er konnte schwimmen, aber der See war nicht tief genug, um das Rhinoceros nicht durchwaten zu lassen. Er stellte sich darum dem Thiere entschlossen gegenüber. Dies sprengte geradezu auf ihn an: mit einem eben so kühnen Sprung befand er sich auf der Seite des Thieres, das sich nicht rasch drehen kann, ein Fluch, den ihm die Natur mit auf den Weg gegeben. Der kühne Jäger legte nun an, aber der Schuß gleitete an dem dicken Fell ab, ohne es zu verwunden. Aber soviel hatte es von dem Schusse verspürt, um sein Blut in Wallung zu bringen, und wüthend stürzte das Thier auf den Jäger los, der in der Todesangst in den See sprang. Das Reitloa, denn ein solches war es, hinter ihm drein, ohne daß sein Blut durch die Schwimmpartie sich abgeföhlt. Sein Zorn war im Gegentheil auf's Höchste gesteigert. Mit der Energie der Verzweiflung gelang es Hendrik einen Baum zu erklettern. Er glaubte sich gerettet. Aber mit einem Hieb, den die beiden Hörner führten, war der Baum umgestürzt und Hendrik lag, halb gebrochen, am Boden. Nun stürzte das Reitloa abermals auf ihn zu: aber der Jäger raffte sich, der Schmerzen nicht achtend, auf, zog ein Pistol aus dem Gürtel und schoß auf's Gerathewohl. Die Kugel gleitete abermals ab. Nun blieb ihm noch eine Hoffnung — verfehlte er sein Ziel, so war er die Beute des rasenden Thieres, das alles zu Boden warf und zerstampfte. Das Reitloa war nur noch zwei Schritte vor ihm: er riß das zweite Pistol aus dem Gürtel und schoß. Das Thier sprang brüllend hoch auf und warf ihn so gewaltig zu Boden, daß er das Bewußtsein verlor. Im selben Augenblick brach aber auch die schwere Last des Thieres über ihm zusammen und beide lagen todt an der Erde. Das Reitloa war durch den Hals geschossen und blutete aus dem Munde.

Als Hendrik erwachte, sah er fünfzig kleine häßliche Gestalten um sich, beinahe nackt, und mit Haaren die der Wolle von Schafen glichen. Diese scheußlichen Creaturen waren mit kleinen Bogen und Pfeilen bewaffnet; fünf bis sechs trugen Affagaten. Es waren Boshjesmen, wildes Volk, das vom Plündern lebt. Sie begannen damit, daß sie den unglücklichen Holländer vollständig ausplünderten und ihm bis auf die Haut Alles abnahmen. Wohl wissend, daß die Pfeile der Boshjesmen vergiftet sind, hütete sich Hendrik, irgend einen Widerstand zu leisten. Nachdem sie mit ihm fertig waren, begannen sie das Reitloa abzuführen. Ihre Absicht war den Jäger zu tödten; aber sie wollten ihn zuvor noch als Lastthier benützen und ihn die Rhinoceroshaut nach der Höhle tragen lassen, die diesen braunhäutigen Banditen im Augenblicke als Schlupfwinkel diente. Eine Anzahl Boers aus der Nachbarschaft setzte jedoch gerade in diesem Augenblicke den Boshjesmen nach, welche ihnen Vieh geraubt hatten. Sie überfielen unversehens die Wilden und schossen sie ohne Erbarmen zusammen.

Verantw. Redacteur: **Peter Josef Frank.** Hauptmitarbeiter: **Gustav Seiverth.**

Druck und Verlag von Josef Drotleff in Hermannstadt.